

NAGEL & KIMCHE

Andreas Schendel

Nimm Anlauf und spring

Jugendroman

ISBN-10: 3-312-00940-5

ISBN-13: 978-3-312-00940-4

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.nagel-kimche.ch/978-3-312-00940-4>
sowie im Buchhandel

In der Nacht meines dreizehnten Geburtstags beschloss ich, erwachsen zu werden.

Ich lag im Bett, hellwach, es war längst nach zwei Uhr und noch immer viel zu warm. Im Radio sagten sie, es sei der heißeste Tag seit hundertfünfzig Jahren, und ich fragte mich, woher sie das wissen wollten. Keine Frage aber, dass es heiß war, und der Sommer hatte erst begonnen.

Der Ventilator auf meinem Schreibtisch lief pausenlos. Ich schlief bereits seit zwei Nächten ohne Bettzeug. Das Fenster in der Dachschräge war weit geöffnet, es ließ nur ein leises Gurren und ein wenig laue Luft herein. In der Regenrinne nisteten Tauben. Manchmal mischte sich ihr Gurren nachts in meine Träume. Dann klang es wie ein Jammern, ein monotones, fast menschliches Stöhnen.

Ich war gegen zwölf auf mein Zimmer gegangen, meine Mutter war gekommen, um Gute Nacht zu sagen. Auch mein Vater hatte noch kurz den Kopf zur Tür hereingesteckt und gelächelt. „Gute Nacht, junger Mann.“ Seit dem Morgen nannte er mich nur noch „junger Mann“.

Mir war flau, von der Hitze und auch vom Hunger. Ich hatte wenig gegessen und Liegestütz gemacht. Am Abend war ich noch gelaufen, als die Hitze ein wenig nachließ, zwei Runden durch den Wald. Meine Mutter hatte sich aufgeregt, sie fand, ich esse zu wenig, und schließlich sei es heute mein Geburtstag. „Du mußt doch Hunger haben, Bennie. Ich hab mir mit dem Essen so Mühe gegeben ...“ Ich konnte es ihr nicht erklären, ich war schlank, aber irgendwie mit meinem Körper nicht zufrieden.

Aus dem Garten klang ein Ton wie das Zirpen von Grillen. Es kam vom Wassersprenger, der sich nutzlos auf dem gelblichen Rasen um sich selbst drehte. Ich schaute zur Decke und überlegte, was sich mit dreizehn alles ändern müßte. An meinem Leben. Vieles. Im Grunde alles. Meine Mutter sollte anfangen, mich wie alle andern Ben zu nennen. Ihr „Bennie“ ging mir auf die Nerven – es war ein kleineres Problem. Von den Jungen in der Klasse über uns hatten einige schon eine Freundin, mit der sie Händchen hielten und in der Ecke des Schulhofs, bei den Tischtennisplatten knutschten. Ich fragte mich, ob ich einmal zu diesen Jungen zählen würde, ob es einzig und allein eine Frage der Zeit wäre oder ob dazu noch etwas anderes gehörte.

Etwas, das manche hatten und andere nicht. Wahrscheinlich gehörte Mut dazu.

Ich schaute auf meinen Wecker, die roten Leuchtziffern zeigten 2 Uhr 46. Ich legte meine Hände in den Nacken und zog die Beine an. Das Kopfkissen war klamm und in der Mitte verklumpt. Ein paar Schweißtropfen liefen kitzelnd an der Innenseite meiner Oberschenkel. Es war, als hänge die Hitze greifbar im Zimmer, wie etwas, das zäher und dichter als Luft war und mit jedem meiner Atemzüge langsam zur Decke schwebte, um dann wieder auf mich herabzusacken.

Meine Beine waren müde vom Laufen, meine Arme von den Liegestützen schwer. Was mir Sorgen machte, war nicht, dass ich noch keine Freundin oder Erfahrungen im Knutschen hatte. Das Beunruhigende war, dass von den Mädchen in meinem Alter mir kein einziges gefiel. Die meisten hatten Pickel, was bei Mädchen irgendwie noch schlimmer aussah als bei Jungen, und trugen Zahnsparren. Ich schob das verschwitzte Kopfkissen aus dem Bett und schloss für einen Moment die Augen.

Ein Gewitter lag in der Luft, den ganzen Abend schon. Nun zog es hörbar heran.

Die Frage war, ob es ein Alter gab, in dem die meisten beschissen aussahen, ob es also normal war und vorbeiging oder ob es einfach Jahrgänge gab, die schlechter dran waren. Jahrgänge wie meiner, die irgendwie verflucht schienen. Das einzige schöne Mädchen, das ich kannte, war älter als ich und ging mit einem noch älteren Jungen. Einem mit breitem Kreuz und Waschbrettbauch. Ich kannte ihn vom Sehen, er war im Schwimmverein in der Gruppe über mir. Er zog seine Bahnen in einem größeren Becken. Er war in der zwölften oder dreizehnten Klasse, das Mädchen war in der Zehnten. Wir fuhren jeden Morgen im selben Bus. Seinen Namen kannte ich nicht. Sie hieß Bettina. Wenn ich wach lag und nicht einschlafen konnte, dachte ich oft an sie.

Es blitzte. Ich zählte still die Sekunden zwischen Blitz und Donner. Das Zentrum des Gewitters war nicht mehr weit entfernt.

Vielleicht gehörten auch meine Eltern zu einem Jahrgang, der einfach Pech hatte. Wenn es stimmte, was meine Mutter erzählte, hatten weder sie noch mein Vater jemals jemand anderen gehabt. Sie hatten einander beim Tanz in den Mai getroffen, meine Mutter war

siebzehn, mein Vater neunzehn gewesen. Ein Jahr später hatten sie geheiratet.

Die ersten Regentropfen fielen, schlugen hart und in langsamem Rhythmus auf das Dachfenster. Es spritzte bis auf den Teppich und die Plattencover an der Wand. Ich würde aufstehen müssen und das Fenster schließen, ich hatte nicht die geringste Lust. Manchmal stellte ich mir vor, unser Haus würde abbrennen, wir würden umziehen und ich bekäme ein anderes Zimmer. Ich träumte von einem Raum, der vollkommen leer war und den ich nach und nach mit neuen und eigenen Dingen füllen könnte.

Ich schaute mich um, an Abenden wie diesem kam mir mein Zimmer wie das eines Fremden vor. Die Ecken und Regale waren voll gestopft mit Überbleibseln meiner Kindheit und Sachen, die früher meinem Vater gehört hatten. Ein Haufen alter Kram, den ich im Kampf gegen meine Mutter vor dem Speicher und dem Sperrmüll gerettet hatte. Das Wertvollste davon war eine riesige Schallplattensammlung. Ich hatte einige der Cover mit kleinen Nägeln so aufgehängt, dass man sie leicht rein- und rausschieben konnte. Eins, das Jimi Hendrix inmitten von nackten Frauen zeigte, gefiel mir besonders. Die anderen Cover wechselte ich alle paar Wochen aus. Mir gefiel, wie cool und unbeeindruckt er zwischen den Frauen saß. „Electric Ladyland.“ Es hing über meinem Bett. Den Tag über verkehrt herum, mit den Frauen zur Wand, abends vor dem Schlafengehen drehte ich es um.

Der Regen schlug so hart, als schütete jemand im Himmel einen Sack mit Murmeln aus. Ich schloss mein Fenster, das auf die Garage und den Garten ging. Der Mond war verdeckt, eine Wand aus Gewitterwolken hing dunkel und drückend am Horizont. Zwischen den silbernen und lang gezogenen Tropfen fielen einzelne hellweiße Hagelkörner. Ich öffnete das Fenster einen Spalt und streckte die flache Hand raus. Ich fing ein Korn von der Größe eines Kieselsteinchens auf, das vollkommen rund war. Es lag kühl in meiner Handfläche. Ich steckte es in den Mund, es schmeckte säuerlich und knirschte an den Zähnen.

Die von der Sonne noch warmen Kiesel auf dem Garagendach dampften. Ich musste daran denken, wie mein Vater früher, wenn meine Mutter sich ausgesperrt hatte, auf die Garage und durch mein Fenster ins Haus geklettert war. Meine Mutter sperrte sich

regelmäßig aus und mein Fenster war meist nur angelehnt. Mein Vater hatte uns immer beeindruckt, wenn er als Retter im Fenster meines Zimmers verschwand und mit einem Lächeln zur Haustür wieder herauskam. Die letzten Male aber erweckte er mehr Mitleid als Eindruck. Ihm standen Schweißperlen auf der Stirn und sein Lächeln war schmaler. Er war einfach älter und hatte einen Bauch bekommen, auch sein Rücken machte ihm zu schaffen. Als meine Mutter sah, wie er sich abmühte, tat sie, was mein Vater vorher nie gewollt hatte: Sie deponierte einen Ersatzschlüssel bei den Nachbarn. Ich hatte selbst noch nie versucht, hinaus- oder hineinzuklettern. Von meiner Fensterbank zur Dachrinne war es ungefähr ein Meter, und auch die Rinne lag noch einmal gut einen Meter über der Garage. Der Kies auf dem Garagendach war voll von Taubendreck und Moos. Das Blech an der Dachkante war rostig und messerscharf. Mein Vater war nie ohne Handschuhe hinaufgeklettert und hatte jedes Mal gesagt: „Ein Einbrecher, Sohnmann, würde sich wundern. Schnipp!, sind die langen Finger ab!“ Er zwinkerte dann und zitterte mit den Fingern. „Und dazu gibt’s gratis`ne Blutvergiftung.“ Die Vorstellung von einer Hand ohne Finger und der Hinweis auf die kostenlose Blutvergiftung hatte mir immer imponiert. Manchmal träumte ich von der Hand, die im Traum einmal mir, dann wieder anderen gehörte. Manchmal träumte ich auch, dass diese Hand mich streichelte. Es war dann nicht unbedingt unangenehm.

Der Regen fiel nun dichter, der Hagel hörte auf. Im Schein der Laternen begannen die Kiesel auf der Garage zu glänzen. Mir war heiß und ich verspürte Lust auf eine Abkühlung. Ich stieg auf den Schreibtisch und kletterte hinaus.

Es war ein starkes Gefühl, barfuß im lauen, prasselnden Regen, allein auf dem Dach. Am Horizont, über dem Wald zuckten Blitze. Ich mußte daran denken, was auf eine der Rücklehnen im Schulbus gekritzelt war. In der hintersten Reihe, in der morgens die Schüler aus der Oberstufe saßen, stand mit Filzstift auf einem der Aschenbecher: „Gesetze sind da, um gebrochen zu werden! Anarchie!“ Um das A war ein Kreis gemalt. Auf dem Sitz daneben stand „Bettina ist eine“ und das Wort danach war durchgestrichen. Ein anderes war darüber geschrieben und wieder durchgestrichen. Und wieder ein anderes darüber geschrieben und so weiter, eine ganze Liste.

Wenn ich früher als die Älteren Schulschluß hatte, setzte ich mich in die hinterste Bank und versuchte, aus dem Gekritzel auf den Lehnen klug zu werden. Ich reimte mir „süße Maus“, „blöde Fotze“ und „verliebt in“ zusammen. Aber der Name, der folgte, war so gut durchgestrichen, abgekratzt und noch einmal durchgestrichen, dass er unmöglich zu entziffern war. Ich nahm meinen Füller, zog die Kappe ab, die eine scharfe Kante hatte, und kratzte den Filzstift gründlich weg. Alles, bis auf Bettinas Namen.